

Aus den Regionen

[Startseite](#) | [Bern](#) | Gedenksteine für NS-Opfer: Sie wurden ausgewiesen, deportiert und ermordet

Abo [Gedenksteine für NS-Opfer](#)

Sie wurden ausgewiesen, deportiert und ermordet

In der Stadt Bern wird fünf Opfern der Nazis gedacht. Für Historiker Erik Petry ist das ein wichtiges Puzzleteil im Kampf gegen den zunehmenden Antisemitismus.



Marius Aschwanden, Franziska Rothenbühler (Foto)

Publiziert: 10.06.2023, 06:19

Aktualisiert: 10.06.2023, 06:30

 14



Nicht alle wurden ins Land gelassen: Flüchtlinge warten am Grenzposten St. Margrethen (SG) am 20. April 1945 auf ihren Übertritt in die Schweiz.

Foto: Keystone

Es ist ein grausiger Fund, den die Polizisten am 24. April 1942 im Neuenburgersee machen. In drei Milchkannen entdecken sie die zerstückelte Leiche des jüdischen Viehhändlers Arthur Bloch aus Bern. Acht Tage zuvor wurde er von Hitler-Anhängern in Payerne ermordet und im Neuenburgersee versenkt.

Das grausame Verbrechen verschwindet relativ schnell wieder aus dem Bewusstsein der Menschen in der Stadt. Sogar als der Schriftsteller Jacques Chessex den Mord über 60 Jahre später in einem Buch verarbeitet, reagiert Payerne noch mit Ablehnung auf die Aufarbeitung der antisemitischen Vergangenheit.

So sagte etwa der damalige Gemeindepräsident 2009 vor der Veröffentlichung des Buches, dass er sich nicht «jener schwierigen Zeiten, die man heute kaum verstehen kann», erinnern wolle.

Payernes Umgang mit dem Mord an einem Juden ist symptomatisch für die ganze Schweiz. Jahrzehntlang tat sich die Eidgenossenschaft schwer mit der eigenen Rolle im Zweiten Weltkrieg. Erst mit dem Bericht der Expertenkommission unter der Leitung des Historikers Jean-François Bergier fand um die Jahrtausendwende eine umfassende Auseinandersetzung damit statt.

Das damalige Fazit: Die Schweiz war keinesfalls der lange geglaubte Saubermann, sondern pflegte enge wirtschaftliche Verbindungen zum «Dritten Reich». Antisemitismus war weitverbreitet. Der Bundesrat schreckte nicht einmal davor zurück, Tausende jüdische Flüchtlinge an der Grenze abzuweisen und sie so in den sicheren Tod zu schicken.

Doch auch in den Jahren nach dem Bergier-Bericht schien hierzulande keine echte Erinnerungskultur aufkommen zu wollen. So existiert auch heute noch, bald 80 Jahre nach Kriegsende, kein nationales Denkmal, das den Opfern des Nationalsozialismus gewidmet ist.

Zwar soll sich dies nun ändern. Aber nach wie vor erinnern in der Schweiz vor allem private Initiativen an den Holocaust, bei dem rund 6 Millionen Juden ermordet wurden. Die grösste solche Initiative sind die Stolpersteine.

Erstmals werden nun am 15. Juni fünf solche Mahnmale in Bern verlegt. Die Namen, die darauf eingraviert sind, lauten:

- Arthur Bloch
- Céline und Simon Zagiel
- Guido Zembsch-Schreve
- Lucien Leweil-Woog

Arthur Bloch (1882–1942)



1 / 9



Arthur Bloch wurde von Schweizer Nazi-Sympathisanten ermordet. An einer Viehschau auf der Place de Marche in Payerne wurde er das letzte Mal lebend gesehen.

Foto: Franziska Rothenbühler

1000 Franken Belohnung verspricht die Familie von Arthur Bloch jenem, der etwas über das Verschwinden des Viehhändlers sagen kann. So jedenfalls steht es in der Vermisstenanzeige vom 22. April 1942.

Sechs Tage zuvor ist Bloch frühmorgens in Bern in den Zug gestiegen, um am Viehmarkt in Payerne seine Geschäfte zu machen. Dort angekommen, wird er von zwei jungen Männern angesprochen. Sie hätten zwei Kühe zu verkaufen, sagen sie ihm und locken Bloch zu einem Stall unweit des Marktplatzes.

Nichts ahnend folgt er den Männern ins Innere. Dort wird Bloch von hinten eine Eisenstange über den Schädel geschmettert. Sein Urenkel beschreibt 2022 in einem NZZ-Artikel, was danach geschieht: «Röchelnd liegt der stämmige Mann am Boden, ringt nach Luft. Bis ihm ein Revolver an die Schläfe gepresst wird. Die Kugel zerfetzt seinen Schädel.»

Die Männer zerstückeln Blochs Körper, stecken die Teile in drei Milchkannen und versenken sie im Neuenburgersee.

Bereits wenige Tage später wird der Mord aufgeklärt. Die fünf geständigen Täter stammen alle aus Payerne und sind Mitglieder einer lokalen Nazi-Gruppe, angeführt vom protestantischen Pfarrer Philippe Lugrin. Gemäss ihren Aussagen musste Arthur Bloch sterben, nur weil er ein Jude war. Der Mord sollte ein Geschenk an Adolf Hitler sein, zu seinem 53. Geburtstag.

Deutschland, Österreich, Polen, Belgien, Italien, Schweiz. Insgesamt wurden bis heute rund 90'000 Stolpersteine in fast 30 Ländern verlegt. Die Pflastersteine mit goldener Plakette wurden vom deutschen Künstlerpaar Katja und Gunter Demnig 1992 initiiert und gelten als das grösste dezentrale Mahnmal der Welt. In der Schweiz gibt es sie bereits in Zürich, Basel, Winterthur und Kreuzlingen.

Die Steine sollen an das Schicksal von Menschen erinnern, die vom nationalsozialistischen Deutschen Reich verfolgt, ermordet, deportiert oder in den Suizid getrieben wurden. Verlegt werden sie an den letzten freiwilligen Wohn- und Aufenthaltsorten der Opfer – im Falle von Arthur Bloch ist das die Monbijoustrasse 51.

«Wir wollen so erreichen, dass sich die Gesellschaft bewusst ist, dass auch die Schweiz zumindest einen passiven Anteil an manchen Opfer-Biografien hat», sagt Roland Diethelm, Mitglied des Vereinsvorstands. Er ist der Meinung, dass in der Öffentlichkeit nach wie vor ein viel zu positives Bild der Schweiz zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs vorherrscht.

Denkmäler könnten Abhilfe schaffen, glaubt Diethelm. Und: Sie würden bei der Erinnerung an Wichtigkeit gewinnen. Denn die letzten Zeitzeugen, die

den Holocaust überlebt haben, werden in den nächsten Jahren sterben. «Die Stolpersteine sind der Versuch, das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Alltag aufrechtzuerhalten.»



«Die Schweiz hat zumindest einen passiven Anteil an manchen Opfer-Biografien»: Pfarrer Roland Diethelm will mit den Stolpersteinen aufrütteln.

Foto: Franziska Rothenbühler

Der antisemitisch motivierte Mord an Arthur Bloch sollte während des Krieges das einzige Verbrechen dieser Art innerhalb der Schweiz bleiben. Verbale Gewalt und Handgreiflichkeiten gegenüber Juden waren jedoch verbreitet. Und: «Am häufigsten war bürokratische Gewalt, die letztlich dazu geführt hat, dass Tausende Menschen gestorben sind», sagt Diethelm.

Céline (1925–1942) und Simon Zagiel (1921–1984)



1 / 9



Céline und Simon Zagiel flüchteten in der Ajoie von Frankreich in die Schweiz – im Bildhintergrund die heutige Grenze Damvant.

Foto: Franziska Rothenbühler

Als Céline und Simon Zagiel die Schweizer Grenze in der Ajoie Mitte August 1942 überqueren, glauben sie, dass sie es geschafft haben. Das jüdische Ehepaar ist den Nazis in Belgien entkommen. Sie begeben sich daraufhin nach Bern, wo die beiden auf dem jüdischen Friedhof entdeckt werden.

Vertreter der jüdischen Gemeinde nehmen sie in Obhut und veranlassen Zagiels, sich bei der Polizei zu melden, um ihren Status zu legalisieren. Was die Retter damals nicht wissen: Der Bundesrat hat wenige Tage zuvor beschlossen, die Schweizer Grenze für Flüchtlinge zu schliessen.

Als sich die jüdische Gemeinde am Vormittag des 19. August 1942 nach dem Ehepaar erkundigt, teilt man ihr mit, die beiden seien am Morgen wieder an die französische Grenze gebracht worden und sie würden sich nicht mehr in der Schweiz befinden.

Erst nach dem Krieg wird bekannt, was anschliessend mit den Zagiels geschah: Sie werden direkt nach der Ausschaffung von deutschen Soldaten aufgegriffen und ins Sammellager Drancy bei Paris gebracht. Am 24. August folgt die Deportation nach Auschwitz.

Simon Zagiel kommt ins Arbeitslager und wird 1945 durch die Rote Armee befreit.

Seine Ehefrau Céline wird gleich bei ihrer Ankunft vergast.

Die erbarmungslose Vorgehensweise im Falle Zagiel wird in der Presse in den Tagen nach ihrer Ausweisung breit diskutiert. Der öffentliche Druck führt dazu, dass der Bundesrat wenige Wochen später bei den Wegweisungen Ausnahmen für Kinder, Familien und ältere Menschen wenigstens zulassen muss.

Die Geschichte des Ehepaars Zagiel zeigt, welche rigorose Flüchtlingspolitik die Schweiz im Zweiten Weltkrieg angewandt hat. Wie viele jüdische Flüchtlinge ab- oder ausgewiesen wurden, ist jedoch nicht genau bekannt. Es wird von

Tausenden oder sogar Zehntausenden ausgegangen.

Und: Gemäss der Bergier-Kommission haben die Behörden genau gewusst, dass den abgewiesenen Juden die Deportation und damit der Tod drohte. Möglich machte dieses Vorgehen eine auch in der Schweiz «weitverbreitete» antisemitische Grundhaltung, steht im Bergier-Bericht.

Die Juden als macht- und geldgierige Sündenböcke. Solche antisemitischen Klischees halten sich bis heute hartnäckig in der Gesellschaft. Die Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus schrieb in ihrem letztjährigen Bericht, dass die Vorfälle seit ein paar Jahren sogar wieder zunehmen. Die Corona-Pandemie und der Ukrainekrieg hätten zu einer grösseren Verbreitung von antisemitischen Verschwörungstheorien geführt. Im Bericht werden aber auch sehr konkrete Vorfälle beschrieben:

- Vor einem Hotel in Davos stehen im April 2022 jüdische Gäste, die aufgrund ihrer Kleider als streng religiös zu erkennen sind. Eine Gruppe mit etwa sechs jungen Männern kommt vorbei und ruft: «Heil Hitler» und «Die Juden gehören in die Gaskammer».
- An einer Schule im Kanton Zürich sagt im Juni 2022 ein Schüler seinem Kollegen: «Hitler hätte alle Juden umbringen sollen.»

Solche Vorfälle kennt auch der Historiker Erik Petry. Der stellvertretende Leiter des Zentrums für Jüdische Studien an der Universität Basel sagt: «Jude ist heute wieder ein Schimpfwort geworden.»



«Der Antisemitismus ist ein echtes Übel»: Historiker Erik Petry warnt vor der aktuellen Entwicklung in der Schweiz und in anderen Ländern.

Foto: Kostas Maros

Gerade auch wegen dieser Entwicklung in der Schweiz (aber auch in anderen Ländern) sei die Erinnerung an den Holocaust wichtig. «Nur wenn das Wissen darüber in der Gesellschaft vorhanden ist, kann man auch gegen Frühformen von Antisemitismus vorgehen», sagt Petry.

Die Bilder, die heute über Juden verbreitet werden, sind denn auch nicht neu. «Die gab es schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Und wir wissen, was aus dieser Art Antisemitismus entstanden ist.»

Anzeichen dafür, dass sich der Holocaust wiederholen könnte, sehe er im Moment aber nicht. Doch Petry sagt: «Der Antisemitismus ist ein echtes Übel, und nur mit einer Sensibilisierung für die Vergangenheit kann dieses bekämpft werden.»

Guido Zembsch-Schreve (1916–2003)



1 / 5



Guido Zembsch wurde in Bern geboren. Im Erwachsenenalter schloss er sich dem niederländischen Widerstand gegen Nazi-Deutschland an.

Foto: Franziska Rothenbühler

*Guido Zembsch wird von den Nazis verhört, gefoltert und in drei verschiedene Konzentrationslager gesteckt. Doch der Widerstandskämpfer überlebt die Gräu-
el des Krieges.*

Geboren wird Zembsch am 17. Mai 1916 in Bern. Er besitzt die Staatsbürger-

schaft der Niederlande, seine Familie befindet sich im Rahmen eines längeren Kuraufenthalts in der Schweiz. Aufgewachsen ist Guido Zembsch dann aber vor allem in der belgischen Hauptstadt Brüssel.

Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, flieht er in Richtung Frankreich, 1941 gelingt ihm die Überfahrt in die USA. Als er erfährt, dass in Kanada eine niederländische Armee-Einheit zusammengestellt wird, meldet er sich sofort. In Grossbritannien wird Zembsch daraufhin als Fallschirmjäger ausgebildet und im Frühling 1943 unter dem Namen Pierre Lalande in Frankreich hinter der Front abgesetzt.

Dort unterstützt er den Widerstand gegen die deutsche Besatzung. Ein Jahr später wird er verhaftet und als politischer Gefangener in verschiedenen Konzentrationslagern festgehalten. In den letzten Kriegstagen gelingt ihm zusammen mit Kollegen die Flucht zu den Alliierten.

Guido Zembsch hat die Verfolgung überlebt. Und trotzdem zählt ihn der Verein Stolpersteine zu den Opfern. «Ein Opfer muss nicht zwingend in einem Konzentrationslager oder bei der Deportation gestorben sein. Auch die Überlebenden sind gezeichnete Menschen», sagt Roland Diethelm.

Dass zu den rund 50 privaten Gedenkstätten in der Schweiz nun auch ein nationales Memorial kommen soll, begrüßen sowohl Diethelm als auch Erik Petry explizit. Auch, dass dieses in Bern in der Nähe des Bundeshauses entstehen soll. «Hier hat der Bundesrat schliesslich seine Flüchtlingspolitik damals beschlossen», so Petry.

Wo das Memorial genau erstellt wird und wie es aussehen könnte, ist allerdings noch nicht klar. Stadtpräsident Alec von Graffenried könnte sich aber beispielsweise eine Gedenkstätte in der Grösse des Zähringerdenkmals bei der Nydeggkirche vorstellen, wie er auf Anfrage sagt. Klar ist, dass dieses auf den drei Pfeilern Erinnern, Vermitteln und Vernetzen basieren soll.

Deshalb, so von Graffenried, wurde auch diskutiert, das Politforum Käfigturm einzubeziehen. «Wir müssen dafür sorgen, dass man demokratiefeindliche Tendenzen frühzeitig erkennt und eine Sensibilisierung für das Thema hinkriegt», sagt auch der Stadtpräsident. Entsprechend könnte er sich etwa auch Diskussionsveranstaltungen zur Faschismusbekämpfung als Teil des Memorials vorstellen.



«Demokratiefeindliche Tendenzen frühzeitig erkennen»: Stadtpräsident Alec von Graffenried befürwortet das nationale Memorial in Bern.

Foto: Beat Mathys

Der Bundesrat hat bereits 2,5 Millionen Franken für die Konzeption, den öffentlichen Wettbewerb und die Realisierung der Gedenkstätte gesprochen. Gemäss von Graffenried soll diese innert zwei bis drei Jahren erstellt werden.

Während die Schweiz vom Ausland immer wieder dafür kritisiert wurde, dass sie noch kein nationales Denkmal hat, findet Historiker Petry dies nachvollziehbar. «Jahrzehntlang herrschte das Selbstbild vor, dass die Schweiz ein neutrales Land war. Deshalb erfolgte die wissenschaftliche Aufarbeitung der eigenen Rolle erst um die Jahrtausendwende», sagt er. Diese sei als Grundlage für Diskussionen über ein Denkmal aber zwingende Voraussetzung.

Beim Kampf gegen Antisemitismus reichten Denkmäler alleine allerdings nicht aus. «Auch in den Schulen oder an den Universitäten muss das Wissen über den Holocaust aufrechterhalten und gegen die Vorurteile und Zuschreibungen gegenüber von Juden vorgegangen werden», sagt Historiker Petry.

Lucien Leweil-Woog (1896–1943)



1 / 3



Viel ist über das Leben von Lucien Leweil-Woog nicht bekannt. Klar ist, dass er 1896 in Bern geboren wurde.

Foto: Franziska Rothenbühler

Lucien Leweil-Woog wird am 20. November 1943 mit dem Convoi 62 vom Internierungslager Drancy bei Paris nach Auschwitz deportiert. Dort angekommen, werden 241 Männer und 45 Frauen von den insgesamt 1181 Menschen als arbeitsfähig eingestuft. Von diesen 286 Personen sind am Kriegsende im Mai 1945 noch 29 am Leben.

Lucien Leweil-Woog gehört weder zu den Überlebenden noch zu den Arbeitsfähigen. Er wird fünf Tage nach seiner Ankunft im Vernichtungslager in einer Gaskammer ermordet.

Viel ist über das Leben von Leweil-Woog nicht bekannt. Daniel Gerson, der als Dozent für jüdische Geschichte an der Universität Bern für den Verein Stolpersteine die Biografien der fünf Betroffenen zusammentrug, fand nur wenige Hinweise.

Klar ist, dass Lucien Leweil-Woog am 19. Mai 1896 in Bern geboren wird. Er ist zwar Franzose, doch sein Vater und weitere Verwandte sind Mitglieder der jüdischen Gemeinde Berns. Wann Leweil-Woog nach Frankreich übersiedelt, ist nicht bekannt. Er wird dort aber 1923 von einer mit ihm verwandten reichen Witwe adoptiert.

Nach dem Einmarsch der Deutschen flieht er nach Südfrankreich, wo er Mitte Oktober 1943 verhaftet und nach Drancy gebracht wird.

Nummern, keine Namen. Sofort nach der Ankunft in einem Konzentrationslager erhielten die Insassen eine Häftlingsnummer. Ihr Name spielte von da an keine Rolle mehr.

Deshalb sind Fälle wie jener von Lucien Leweil-Woog typisch. Aufgrund von Dokumenten ist zwar bekannt, dass in den Konzentrationslagern rund 1000 jüdische Personen ermordet worden sind, die einen Bezug zur Schweiz haben, sagt Roland Diethelm. «Häufig kennt man von ihnen aber nur den Namen, den Geburtsort und den Todesort – mehr nicht.»

Dass die Biografien so gut bekannt sind wie jene von Arthur Bloch, dem Ehepaar Zagiël oder Guido Zempesch-Schreve, sei die Ausnahme. «Das war eben auch Teil der Vernichtungsmaschinerie im Dritten Reich: Ganze Biografien wurden ausgelöscht», sagt Diethelm.

Deshalb unternehme der Verein Stolperstein jeweils eine enorme Nachforschungsarbeit, um möglichst viel über die Personen herauszufinden. Diethelm: «Wir wollen den Opfern wenigstens ein Stück ihrer Identität zurückgeben.»

Marius Aschwanden ist Redaktor im Ressort Bern und schreibt hauptsächlich über Gesundheits- und Sozialthemen. Er ist zudem Mitglied des Tamedia-weiten Netzwerks Recherche. [Mehr Infos](#)

 [@MariusAschwande](#)

Franziska Rothenbühler ist Fotografin im Fotopool Bern [Mehr Infos](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

14 Kommentare